

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 120.

Mittwoch, 26. Mai.

1915.

## Klippen.

(Nachdruck verboten.)

(27. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheide-Keller.

Dann kam die Nacht, in der die Krisis zu erwarten war.

Das Fieber wogte durch ihre Glieder.

„Gans — Gans“, rief sie in Todesangst.

Draußen heulte der Wind, und jedesmal, wenn die Fenster klirrten und die Türen knarrten, fuhr sie empor und schüttelte.

Die Minuten schlichen dahin.

Würde die Nacht nie vorüber gehen?

Nidling wich nicht von ihrem Bett und rang nun plötzlich um ihr Leben — lebte darnach, von ihr erkannt zu werden.

Sie sprach sehr viel und aufgereg.

Ihre Worte überstürzten sich — sinnlos — ohne Zusammenhang.

Und plötzlich schrie sie auf: „Gans Reimer — nimm mir Gans Reimer weg, daß mein Mann ihn nicht sieht —“

Sie wollte aus dem Bett springen. Er mußte sie zurückhalten.

Ihm war, als habe der Blitz ihn getroffen. Er taumelte. Kalter Schweiß brach aus seiner Stirn.

Gans Reimer!

Das war der Mann. —

Der hatte sein Weib ihm gestohlen.

So furchtbar war die Erschütterung, die dieser Entdeckung folgte, daß er einen Augenblick sogar die Frau vergaß, die neben ihm mit dem Tode rang.

„Ich will kein Mitleid“, seufzte sie still vor sich hin, „keine Liebe will ich.“

Er horchte auf.

„Aber er hat keine Liebe für mich. Er liebt nur die andere.“

Und dann bat sie: „Komm mit mir, Gans, Ethel hat uns eingeladen. Ich will nicht allein nach Scheveningen gehen —“

Eine Sekunde, und dann fährt sie wild in die Höhe: „Er will nicht kommen. Bei der anderen will er bleiben. Ich muß allein sein — immer allein — wird er nie zu mir kommen — nie? Gans — Gans —“

Sie streckte die Arme nach ihm aus; aber ohne ihn zu erkennen.

„Ich bin da — Erie — ich bin da —“

Er hatte den Arm um sie geschlungen und preßte sie an sich.

Jedes ihrer Worte hatte ihm in die Seele geschnitten.

O, Gott — würde sie nie erwachen — nie wieder zu sich kommen?

„Erie —“ sagte er heiss.

„Ich liebe dich, Erie, das Liebste bist du mir.“

Da scheint es, als weckten sie die Worte der Liebe. Die Bein in ihren Augen erlischt.

Er flüstert: „Geh nicht von mir — Erie — mein Lieb.“

Sie sieht zu ihm auf. Sie hat ihn erkannt.

Sie braucht die armselige, menschliche Verzeihung nicht mehr. Sie steht schon jenseits von Schuld und

Sühne. Hinter ihr schwinden auf immer die Klippen. Sie hat das Land der Sonne betreten.

Sie schmiegt ihren Kopf an sein Herz und lächelt: „Ich wusste, daß du kommen würdest.“

Es sind ihre letzten Worte.

In seinen Armen schläft sie ein.

Als die Morgen Sonne ins Zimmer hineinschneit, glitten ihre Strahlen über ein weißes, starres Frauenantlitz.

Erna Nidling war tot.

An ihrem Bette saß noch immer ihr Mann und schluchzte.

Er, der große, starke Mann, war plötzlich klein und schwach geworden. Fühlte zum erstenmal seine Schuld. Der Gedanke an ihre im Fieber gesprochenen Worte nagte sich in seine Seele hinein. — Sie hatte nach Liebe gehungert — er hatte nicht darauf geachtet. So heiß sich gewünscht, er möchte mit ihr nach Scheveningen gehen. Er war zurückgeblieben — nicht seiner Arbeit — nein, Hilbes wegen — sein Gewissen schrie es ihm zu — er konnte nicht mehr taub dafür sein.

Er hatte geurteilt — gerichtet — sich gekränkt und betrogen gefühlt — und im tiefsten Grunde traf ihn die Schuld an ihrem Vergehen.

Er hatte sie hinausgeschickt in die Gefahr — der verlockenden Versuchung entgegen.

Wie hart und grausam hatte er nachher geurteilt — nie zu verstehen gesucht — immer nur gedacht, daß sie gefehlt und er zu verzeihen hatte.

Und nun fühlte er, daß auch er etwas abzubitten und zu sühnen gehabt hätte.

„Vergib mir, Erie.“

Aber sie hörte die Worte nicht mehr.

Es ist zu spät.

Es ist nie zu spät.

Einige Wochen darauf treffen sich Reimer und Nidling in Berlin.

„Er ist der Mann —“ denkt Nidling, und heiß wogt der Groll ihm durch seine Adern. Ihm kann er nicht verzeihen. Zu groß ist die Kränkung gewesen.

Reimer kommt auf ihn zu.

Instinktiv weicht Nidling zurück.

Sein Anblick ist ihm verhaßt. Der da ist sein Feind, er kann ihn nicht begrüßen.

Hart und kalt sieht er zu ihm herüber, als erkenne er ihn nicht, und Reimer denkt mit einem plötzlichen Sämmern im Herzen: „Er weiß alles!“

Nun schwanke auch er und will umkehren.

Durch Nidlings Seele aber zieht die Erinnerung an die Worte, die seine Frau kurz vor ihrem Tode gesprochen hatte: „Wenn ich nicht mehr da bin — heirate Silbe Roswald —“

Das hatte sie gesagt. So hatte sie verziehen. Er muß sich schon vor sich selber schämen.

Da ringt er seinen empörten Stolz nieder und geht zum Feind und reicht versöhnend ihm die Hand.



Nur ein kurzes Begrüßungswort wird zwischen ihnen gewechselt.

Aber Rickling fühlt, daß auch er nun gesüht hat.

### XIX.

Der Berlin-Mailand-Express braust durch die Nacht. Man vernimmt nichts wie das Pfeifen der Lokomotive und das Rütteln der Wagen auf den eisernen Schienen. Die Nacht umfängt mit schwarzen Klauen die fauchende Maschine und preßt sich dicht gegen die Fensterscheiben der Wagen. Nur hier und da, auf einsamen Stationen, bohren plötzlich auftauchende Lichter Löcher in das Dunkel der Nacht.

Die Reisenden schlafen auf weichen Polstern. Hans Rickling aber wacht und läßt Traumbilder aus der Vergangenheit vor seine Seele ziehen. Achtehn Monate sind seit dem Tode seiner Frau, und bald sieben Jahre, seit ihn Hilde Roswald verlassen hat, vergangen.

Er hat sich wenig verändert; nur die Augen blicken düster, als gäbe es auf der Welt keine sonnigen Wiesen, sondern nur dunkle Tannenzwälder, mit den bangen Fragen und nie gestilltem Sehnen.

Manchmal aber leuchtet in seinem Blick etwas Warmes und Frohes auf: es ist der Widerschein eines reinen Kinderlächelns und die Erinnerung an eine Stimme, die „Onkel Hans“ und „du“ zu ihm sagte.

Ob sie sich sehr geändert hat? Natürlich — er wird sie wohl kaum wiedererkennen — aus dem dreizehnjährigen Kind ist ein Mädchen von zwanzig Jahren geworden.

Ob sie ihn noch „Onkel Hans“, wie in ihren Briefen, nennen — und ihren Arm um seinen Nacken schlingen und ihn küssen wird?

Ach nein, das wird wohl nicht mehr möglich sein, dazu ist sie jetzt zu erwachsen.

Sicher hat sie noch das goldblonde Haar — nur trägt sie es nicht mehr in zwei dicken Flechten, sondern in einem Knoten, der auf einem weißen Nacken ruht.

Und in dem Gesicht blüht der Mund wie eine Rose — nur sehnächtiger noch und inniger als früher — und in den Augen, die wie Kornblumen strahlen, liegen jetzt Junge-Mädchenträume — und in den Adern fließt warmes, lebendiges Blut, das nach Liebe verlangt.

Vielleicht hat sie sich auch schon verlobt. Sie sprach in ihrem letzten Brief von einem großen Geheimnis, das sie ihm vielleicht verraten würde, wenn er käme.

So mußte es ja kommen. Ein junger, lebensfrischer Mann hatte das Herz der „Kleinen“ erobert — sie war eine glückliche Braut und stellte ihren alten „Onkel Hans“ ihrem Bräutigam vor — und ihre Augen strahlten — und er würde dabei stehen und gratulieren und sich über das Glück seines Nöschens freuen müssen.

Vielleicht hatte man sogar auf sein Kommen gewartet, um die Verlobung zu feiern.

Das Rosenmärchen, das er einst der Mutter erzählt hatte, war für das Kind Wirklichkeit geworden.

Die Knospe hatte den Schmetterling der Liebe gefunden. — Keinen dunklen, traurigen Schmetterling, der sich an einsamen Felsen die Flügel wund gestoßen hatte — sondern einen anderen — einen schimmernden, gaukelnden, der in dem Glück eines Frühlingstages zu ihr gekommen war. Und aus dem Nöschchen würde eine Rose werden.

Rickling wurde es seltsam weh ums Herz. Er wußte selbst nicht warum.

Er hatte sich doch so sehr auf das Wiedersehen gefreut.

Es hatte ihn nicht länger in Berlin gehalten. Er wußte, daß Frau Roswald und Nöschchen jeden Winter in ihrem Landhaus in Mentone verbrachten, und fuhr jetzt auf einige Wochen nach dem blauen Mittelmeer, um die zwei Menschen wiederzusehen, die er liebte.

Wie freute er sich, die Frau wiederzufinden, die er mit seinen besten und edelsten Kräften geliebt hatte und jetzt noch liebte mit der tiefen, festen, ruhigen Liebe des Mannes, der das Begehren der Leidenschaft überwunden hat.

Aber in die freudige Erwartung des Wiedersehens mischte sich eine leise Wehmut, deren er sich nicht erwehren konnte. Die Angst, sie könnte sich verändert haben.

Würden ihre Seelen nach der langen Trennung gleich wieder ineinanderklingen können? Würde die Bierzigjährige ihm sein, was sie vor Jahren ihm gewesen war? Liehte sie ihn noch — oder hatte die Mutter in ihr die liebende Frau verdrängt?

Hinter den feuchten Fensterscheiben begann der Morgen zu grauen. Einige Stunden noch, und Rickling würde in Mentone sein. An der französischen Grenze stieg ein Herr in seinen Wagen.

Sie kamen ins Gespräch, und im Laufe der Unterhaltung erfuhr Rickling, daß jener Herr aus Mentone war und Frau Roswald kannte.

„Sie lebt still und zurückgezogen“, erzählte er, „und ist eine Mutter, wie es nur wenige gibt. Zwischen ihr und ihrer Tochter scheint ein selten inniges Verhältnis zu herrschen; die Mutter geht ganz in dem Glück und den Zielen ihres Kindes auf.“

„Und Nöschchen?“ fragte Rickling rasch mit pochendem Herzen.

„Nöschchen ist ein schönes Mädchen von zwanzig Jahren. Sie hat ein bedeutendes Maltalent. Ich hörte, ein Pariser Künstler, der einige Wochen hier verbracht hat, habe ihr letztes Bild gesehen und sie betrogen, es nach Paris zur Eröffnung des „Salon“ zu schicken.“

Überrascht schaute Rickling auf.

Im „Salon“ wollte Nöschchen das Gemälde ausstellen? War es möglich, daß sie so weit schon vorgeschritten war? Und sie hatte es ihrem alten Freunde nicht einmal geschrieben?

Bei der nächsten Station stieg der Fremde aus.

Rickling blieb allein im Coupé zurück und versank in ein Träumen, das zwischen Vergangenheit und Zukunft schwabte und von Sehnsucht und Liebe — Wünschen und Hoffen umwoben war.

Immer wieder kehrten vor seine Seele dieselben Bilder: Die gewisse Schönheit der Mutter und die mädchenhafte Gestalt des Kindes — — immer lauter pochte sein Herz — immer brennender wurde der Wunsch, das Glück zu umfassen, das für ihn in diesen beiden Menschen lag.

(Fortsetzung folgt.)



Solange ein Faden an mir ist, will ich dem Vaterlande dienen. Bismarck.

## Im Schützengraben.

(Originalbericht.)

§ . . . , 13. 5. 15.

„Lieber Onkel!

Wie ich Dir auf einer Karte schon kurz mitteilte, hast Du mit Deiner Annahme, daß uns die Engländer jetzt in Folge unserer Offensive im Osten und bei Y. mehr wie sonst belästigen würden, recht gehabt. Wie Du inzwischen in den Zeitungen gelesen haben wirst, haben die Engländer und Franzosen am 9. Mai auf der ganzen Linie von A. bis Y. angegriffen, an einigen Stellen mit geringem Erfolg. Auch für uns war der 9. ein kritischer Tag. Am Donnerstag, den 6., waren wir in Stellung gegangen. Am Freitag und Sonnabend belegten die feindlichen Batterien unsere Stellungen mit schwachem Feuer, wahrscheinlich um sich aufs neue einzuschließen. Jedem falls beunruhigte uns das nicht weiter, da diese Tage vor allem nicht viel abwichen. Am Sonntag, den 9., wurden wir in unserer Deckung plötzlich durch einige Schrapnells geweckt. Schnell sprangen wir auf, ergriffen Koppel und Gewehr und setzten uns auf den Boden, dicht an den vorderen Wall geschniegt. Und schon begann der Höllelärm, der sich in keiner Weise beschreiben läßt. Einzelne Schüsse ließen sich aus dem Getöse schon gar nicht mehr heraus hören. Und wenn die Flachbahngeschosse dicht über den Rand des Balles hinwegsausten oder auch dort plakten, hörten wir das unheimliche Bischen und Pfeifen. Für Sekunden nur trat dann und wann



eine Ruhepause ein, in der wir zu unserer großen Befriedigung unsere „Dicken“ oder „Kollwagen“, und wie sie sonst noch genannt werden, die Geschosse der schweren Mörser und Haubizen, durch die Luft rollen hörten, saßen kann man das nämlich kaum nennen. Ein ganz eigenartiges Geräusch. So dann und wann beobachteten wir auch durch den Spiegel die Wirkung unserer Artillerie, die sich den ganzen Tag über tadellos betätigte. Gegen 9 Uhr wurde das Feuer der Engländer allmählich schwächer, wenigstens auf unsere Stellung. Rechts und links von unserem Regiment schallte das Donnerrollen unvermindert weiter. Schließlich gingen wir in unsere Deckungen, um zu frühstücken.

Als wir so plötzlich aus dem Schlafe gerissen worden waren und in die kühle Morgenluft kamen, und dann das heftige Feuer erhielten, zitterte ich natürlich wie jeder andere von uns ein wenig, nicht aus Furcht, sondern mehr in harter Erwartung. Aber schon nach einigen Minuten fühlte ich mich ruhiger werden. Ich kroch in unsere Bude zurück und holte vor allen Dingen unsere Trinkbecher und den Kessel mit Kakao, der gerade rechtzeitig fertig geworden war. Der heiße Trank tat mir sehr wohl und trug sehr dazu bei, meine Nerven zu beruhigen. Leider hatte ich nichts mehr zu rauchen. Darum legte ich mich lang auf den Boden, zog den Mantel über den Kopf und hielt mir die Ohren zu. Ich wäre sogar eingeschlafen, wenn nicht immer Erdkumpen und dicker Staub in den Gräben geflogen wären. Sprengstücke konnten uns in der gut ausgebauten Stellung nichts anhaben, höchstens Volltreffer hätten Unheil anrichten können, dafür aber auch um so größeres.

Gegen 9 Uhr wurde also das Feuer der Engländer auf uns langsam schwächer und hörte schließlich ganz auf, so daß wir wieder in die Buden gehen konnten und kräftig frühstücken, was nach vorhergehender Aufregung sehr gut tat. Weiter rechts und vor allem links von uns dauerte der Lärm weiter an, doch legten wir uns schließlich wieder hin, um etwas zu ruhen, geschlafen hat wohl kaum einer von uns.

Eins hab ich noch vergessen. Während der ersten Beschießung kletterte ein Engländer in kaum 1000 Meter Höhe über uns, auf den wir ein heftiges Gewehrfeuer eröffneten; leider war der Erfolg nur, daß uns der Kopf von dem Schießen in dem engen Graben nur noch mehr dröhnte.

Gegen Mittag begann die Beschießung von neuem und wurde sogar noch stärker als vorher. Die Engländer feuerten mit einigen Geschützen aus ihren Gräben heraus auf uns; aus einer Entfernung von kaum 800 Metern. Schuß auf Schuß kam auf unseren Gott sei Dank sehr dicken Wall. Wir fühlten ordentlich jeden Einschlag; es war ein sogenanntes Trommelfeuer. Zum Glück waren es meist Blindgänger. Ich hatte schon 15 gezählt, die wir ganz deutlich fühlten. Da fielen mir von dem Rand des Walles zwei Sandsäcke auf die Beine. Ich kroch darum aus dem vorderen Graben in den hinter den Deckungen laufenden Gang und legte mich dort mit einem Kameraden nieder. Hier fühlte ich mich bedeutend sicherer, denn die Granaten gingen alle vorn hin, oder zu unserem 60 Meter entfernten Reservegraben. Gegen Schrapnells waren wir vollständig gedeckt. Hier war es aber sehr interessant, das Feuer auf den Reservegraben und das Schrapnellfeuer zu beobachten, mit dem die Engländer das ganze Gelände hinter der Stellung besetzten, vor allem einen dort liegenden kleinen Wald. Ganze Bäume sahen wir umknicken wie Streichhölzer. Verschiedentlich fühlte ich im Gesicht den heißen Hauch der über uns plätschenden Schrapnells, die uns natürlich nichts anhaben konnten, da der ganze Inhalt ja nach vorn fliegt und uns die Rückentwehr des Grabens genügend deckte. Endlich ging auch dies vorüber. Unsere Haubizen hatten die Geschütze im englischen Graben zum Schweigen gebracht. Gegen 4 Uhr war es bei unserer Kompagnie wieder ganz ruhig, so daß wir uns den angerichteten Schanden ansehen konnten. Ich muß sagen, daß die Tausende von Granaten, die auf unseren Graben abgeschickt sind, wenig angerichtet haben. Nur der von unserem ersten Zug besetzte, zur rechten Nachbarkompagnie schräg nach vorn laufende Planierungsgraben war übel zugerichtet. Der Graben war fast ganz von der zerfetzten Rückentwehr verschüttet; die fünf Unterstände waren ganz abgebrannt oder brannten noch. Natürlich war dieser Teil des Grabens rechtzeitig verlassen worden. Links vom Planierungsgraben war ein Teil ganz unbeschädigt. Dann kommt unsere Gruppe. Hier sah es wieder übel aus. Die oberen Reihen Sandsäcke waren allmählich ganz heruntergeschossen, die Schießschartenplatten zer-

sprungen, die Rückentwehr von Schrapnellkugeln beschädigt. Auch die beiden Unterstände hatten ihr Teil abbekommen. Die Decken und die Türen ganz von Schrapnellkugeln durchlöchert; bei unserer ein Stück aus dem Dach durchgeschlagen, doch war der Schaden leicht zu heilen. Jetzt erfuhren wir auch, was an anderen Stellen geschehen war. Im Planierungsgraben waren zwei Mann durch einen Volltreffer getroffen worden, und zwar beim Maschinengewehrstand. Ein dritter wurde verschüttet erst spät abends aufgefunden. Er war gleich am Morgen gefallen, als alles noch in den Deckungen lag. Er hatte gerade Kosten gestanden. Dann hatte die Kompagnie noch drei Leichtverwundete. Auch die anderen Kompagnien des Regiments hatten nur geringe Verluste.

Den ganzen Nachmittag hatten wir uns auf eine dritte Kanonade gefaßt, der ein Angriff der Infanterie folgte würde. Doch unsere immer noch feuernde Artillerie hatte anscheinend besser gearbeitet als die englische. Jedenfalls geschah nichts, auch nichts während der Nacht.

Während der zweiten Beschießung war ich eigentlich, ohne mich dessen rühmen zu wollen, noch ruhiger geblieben, als des Morgens früh. Mein Gruppenführer sagte mir, ich schiene die stärksten Nerven von uns zu haben. Das mag vielleicht auch sein.

Später erfuhren wir dann, was bei den benachbarten Regimenten und weiter zurück geschehen war. Links von uns waren die Engländer vorgegangen; das heißt, sie hatten die Zinder auf unsere Gräben geschickt, waren aber vollständig zurückgeschlagen, obwohl sie in vier Reihen hintereinander kamen. In der Stellung, die wir vorher bei . . . hatten, also rechts von uns, war es ihnen allerdings gelungen, durch einen überraschenden Stoß nach starkem Artilleriefeuer aus Motorgeschützen einen kleinen Teil des Grabens vorübergehend zu besetzen, was bei der kurzen Entfernung von 60 Metern ja auch weiter nicht erstaunlich ist; denn dort konnte unsere schwere Artillerie ja gar nicht eingreifen, ohne die eigenen Truppen zu gefährden. Abends sind sie aber wieder glänzend hinausgeworfen worden. Was sonst bei den Angriffen geschehen ist, erfahren wir ja auch nur aus den Zeitungen. Am nächsten Morgen wurde ein englischer Flieger herabgeschossen. Der Apparat kam brennend zur Erde.

In einer Beziehung hat uns dieser Tag eine innere Befriedigung gegeben, nachdem sich unsere Nerven wieder erholt hatten. Wir haben doch jetzt gesehen, wie sich die Mühe und Arbeit, die wir an den Ausbau unserer Stellung gewandt haben, gelohnt hat. Denn für den gewaltigen Aufwand an Munition haben wir doch eigentlich gar keinen Schaden erlitten, während das links liegende Regiment starke Verluste hatte, was nur auf die mangelhafte Befestigung des Grabens zurückzuführen ist. Wir sind auch schon dafür vom Regiment und der Brigade gelobt worden.

Eine große Befriedigung hat hier die Vernichtung der „Lusitania“ hervorgerufen. Jetzt wird sich wohl sobald nicht wieder ein größerer Dampfer in den Atlantischen hinauswagen.

Ich habe dir so ausführlich geschrieben, da dies der erste ereignisreiche Tag im Schützengraben war. Es schadet aber nichts, wenn es der einzige bleibt, denn immer geht es wohl nicht so gut ab. . . . .

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

**Kriegsschiffschätze auf dem Meeresgrund.** Wenn heute ein Kriegsschiff zu den ewigen Seeräubergräbern in ruhmbollem Kampfe niedersinkt, so ist der Materialverlust ja oft recht erheblich, da die modernen „schwimmenden Festungen“ bekanntlich einschließlich ihrer Geschützausrüstung viele Millionen Mark kosten; aber größere Schätze an Gold und Kostbarkeiten gehen mit ihnen nicht verloren, aus dem einfachen Grunde, weil solche an Bord der heutigen Kampfschiffe nicht mehr mitgeführt werden. Das war früher nicht so, und die unerforschten Gründe des Meeres bergen, für immer noch Menschenbegriffen, so manche kostbare Tropfsteine, die man einst unter dem Schutze der Kriegsflagge am besten aufgehoben wählte. Die Untersuchungen von Fred Kane, Mahan und Kirchhoff zur Seefahrtsgeschichte haben hier manches interessante Material beigebracht. Als der Vandalenkönig Genseric im 5. Jahrhundert n. Chr. mit seinen „Meerdrachen“ damals den besten und gefürchtetsten Kriegsschiffen der Welt vor Ostia erschienen und Rom plünderte, wurden neben anderen unerforschlichen Kostbarkeiten auch die heiligen Gefäße und der



goldene siebenarmige Leuchter, die Titus bei der Zerstörung Jerusalems aus dem Herodestempel geraubt hatte, an Bord verladen. Aber das sonst nicht gerade gefährliche Mittelmeer gönnte den deutschen Eroberern in Afrika den Raub nicht; ein gewaltiger Orkan zerstreute die Wikingerflotte, vernichtete viele Schiffe, und seitdem ruhen irgendwo zwischen Nordafrika und Italien die Leinwandstücke auf dem Grunde der See. Nur die Darstellungen auf dem Triumphbogen des Titus geben uns von ihrem Aussehen einige Kunde. Als ein trübes Vorzeichen wurde es in der ganzen Christenheit empfunden, daß zur Zeit der islamischen Eroberung Vorderasiens das byzantinische Kaiserthum scheiterte, das das angeblich echte Kreuz Christi von Jerusalem nach Konstantinopel bringen sollte. Die Oströmer oder Byzantiner verfügten damals über die beste Seemacht der Welt, aber mit der Hochseetüchtigkeit ihrer Fahrzeuge war es nicht weit her in einer Zeit, die sich längst schon wieder auf die Küstenschifffahrt beschränkte. Lange Jahrhunderte mieden seitdem die Kriegsschiffe die hohe See, und keine historische Tatsache läßt sich aus der Sage in Helmolds Slavenchronik herauschälen, daß die versunkene reiche Stadt Vineta eine große, bewehrte, beim Untergang der Stadt mit vernichteter Flotte besaß, die ihr „aus allen Ländern“ Schätze zuführte. Erst die Entdeckung Amerikas, die Ausbeutung seiner Bergwerke und die Erschließung des Atlantischen Ozeans schufen auch eine neue Entwicklung der europäischen Seemacht, in der fürs erste Spanien, in dessen Landen „die Sonne nicht unterging“, die führende Rolle übernahm. In ihrem wirklich ungeheuren Werte nicht mehr zu ermitteln sind die Kriegsgaleonen, die mit dem Gold und Silber der neuen Welt beladen durch Stürme vernichtet wurden oder von englischen Seeräubern wie Drake, Hawkins, Raleigh und anderen im Kampfe versenkt wurden. Tatsache ist, daß mehrere Silbergaleonen auf der Reede des Hafens Vigo an der spanischen Küste in den Grund geborht wurden und mit ihrem Edelmetall auf dem Meeresboden vermoderten. Bekanntlich nützen noch heute die spanischen „Schwindschinder“ die Sache zu großartigen Betrugereien aus. Aus neuerer Zeit ist dann noch der Untergang der französischen Kriegsfregatte „Ducéphale“ zu erwähnen, die neben anderen kostbaren Stücken von der ägyptischen Expedition des ersten Napoleon die Mumie des Ptolemäus Menkaura (Mysirinus) an Bord hatte, des Erbauers der dritten Pyramide von Giza. Sie ist seitdem verschwunden, und nur der hölzernes Sargdeckel war zufällig, auf dem Meere treibend, gerettet. Im 19. Jahrhundert konnte man zwar noch Kriegsschiffe zu wissenschaftlichen Fahrten — es sei an Franklin und die Franklin-Expedition, an die Reisen des „Challenger“, der „Gazelle“ u. a. erinnert — aber als Transportmittel für „Schätze“ hat man sie nicht mehr verwendet. Höchstens könnte man den Transport des „Cullinan“-Diamanten hierher rechnen, dabei soll aber auf dem britischen Kriegsschiffe nur eine Imitation befördert worden sein, während das Original als gewöhnliches Paket verschickt wurde.

Englisch-Calais. Ein Brief eines Franzosen aus Calais an einen im Ausland lebenden Freund wurde seinerzeit im „Osmanischen Lloyd“ veröffentlicht und fand auch seinen Weg in die deutsche „La-Plaza-Zeitung“ vom 1. April. Er möge hier in neuem Abdruck folgen. Eingangs erwähnt er die verschiedenen Denkmäler von Calais, die an die glorreiche Kampfzeit der Franzosen gegen die englischen Eindringlinge vor einem halben Jahrtausend erinnern. „Der Herzog von Guise auf der Place d'Armes gittert vor Wut bei jedem Hies und Ra.“ Weiter heißt es dann: „Aus Euern Zeitungen schöpft Ihr nur den Eindruck, daß England uns eine wertvolle militärische Hilfe leistet, wenn diese auch nicht einen unbeschränkten Nutzen Englands in unserem Kampf für unsere nationale Existenz bietet. Und so lange es den Verbündeten nicht gelingt, das Schlachtfeld nach Deutschland zu verlegen, wird es schwer scheinen, den englischen Hilfskräften in Frankreich den regelrechten Genuß der Freiheiten zu versagen, die vom Völkerrecht jeder Truppe, wo sie sich auch befinden möge, zugestanden werden. Ihr da unten seid nicht angewidert durch die täglichen Vorgänge von der ekelhaften Erscheinung eines fortwährenden Eindringens einer fremden Macht, die unter dem Schein der Freundschaft sich in unsere Verteidigungslager, in unseren Küstenschutz, unsere Festungen, Forts, Batterien, Arsenalen, Kasernen, Lazarets, Archive usw. einmischt. Denn alles das befindet sich augenblicklich tatsächlich in den Händen unserer Verbündeten oder drüben. Vor ihnen haben wir keine Geheimnisse mehr hier, und ich frage mich, wie es der liebe Gott machen will, daß wir eines Tages wieder, in nicht allzu ferner Zukunft, welche haben können. Ich kann es nicht bei

tiefen bitteren Erwägungen bewenden lassen, die das traurige Schauspiel einer freiwillig übernommenen fremden Herrschaft auf einem Teil des französischen Bodens in mir aufsteigen läßt. Die Ereignisse dieses Jahres haben deutlich die tiefgehende und unabwendbare Änderung in der Stellung Englands erkennen lassen, sowohl vom völkerrechtlichen als vom militärischen Gesichtspunkt aus. Das „unverwundbare“, vom Meere beschützte und von seinen Schiffen verteidigte England ist plötzlich irgend einem Handreich, Angriffen, der Hungersnot oder gar der Invasion ausgesetzt. Gegen den stärksten Rivalen, den es gefunden, verteidigt es sich nur noch mit der Hilfe seiner Erbfeinde. Es sieht, wie der Rivale sich in Antwerpen eingerichtet hat, wo sein Vorgehen nur durch die Achtung gehindert wird, die er der Neutralität Hollands zollt. Er könnte sich an einem anderen Punkt Belgiens eine Flottenstation schaffen. Auch könnte er seine militärische Aktion auf den Norden Frankreichs konzentrieren und darauf ausgehen, in seiner gewohnten Art eine feindliche Küste der englischen gegenüber einzurichten. Hat unter solchen Umständen England noch immer die Möglichkeit, sich die französische Souveränität an dieser Küste Frankreichs mit allen möglichen Folgen gefallen zu lassen? Oder ist diese französische Souveränität nicht schon jetzt mit einer politischen Hypothek belastet, die in dem alles überwiegenden Interesse um die Sicherheit Englands besteht? Hängt die Festhaltung Englands in Calais von einer Erlaubnis Frankreichs ab, die dieses je nach seinen Interessen widerrufen könnte, gerade so, wie es in der richtigen Einschätzung seiner Interessen dieselbe übernommen hat? Mein lieber Freund! Calais ist auf längere Zeit englischer, als man in Paris und Petersburg glauben will, und unsere Freunde, die Engländer, werden, auch wenn sie es wirklich aufrichtig wollten, weder während des Krieges noch nachher es verlassen können. Derselbe Wert, den der Besitz von Calais im Mittelalter für sie hatte, tritt abermals hervor. Calais ist die auf die englischen Küsten gerichtete Waffe. Die Engländer haben ihre Hand darauf gelegt, sie werden und können es nicht mehr loslassen.“

Brügge im Kriegsfrühling. Von einem Mitarbeiter wird uns aus Brügge geschrieben: Die Blütenbäume spiegeln sich in den stillen Kanälen der toten Stadt, doch kaum einen gemüthlichen Fremdling lockt in diesem Frühjahr all diese Pracht. Brügge ist noch friedlicher als sonst, trotzdem es so nah dem Kampffeld liegt, daß das Donnern der Geschütze wie ein immerwährendes fernes Gewitter durch die Luft zittert. Die malerischen Winkel liegen völlig verlassen da, nur im Mittelpunkt der Stadt, wo die deutschen Militärbehörden wachen, ist regeres, wenn auch völlig verändertes Leben. Matrosen und Seesoldaten beherrschen den mächtigen Marktplatz, den Sitz des Marinekommandos, sowie die entzückende Ecke, wo einst die Kathedrale der Stadt sich erhob, der Dom des Heiligen Donatian, an dem heute noch Jan van Eycks prächtiges Triptychon des Kanonikus Paele im Museum erinnert. Kommt man von Ostbelgien oder von Antwerpen her, so fällt dem Besucher Flanderns sofort auf, wie wenig diese Landstriche unter den Zerstörungen des Krieges gelitten haben; kaum ein zerstörtes oder verbranntes Haus, kein Wald der Art zum Opfer gefallen. Dieser friedliche Eindruck wird verstärkt, wenn man hört, daß in Brügge die berühmtesten Kunstschätze der Stadt wie zu Friedenszeiten zur öffentlichen Schau gestellt sind, daß es möglich ist, sich im Johannes-Spital an Hans Memlings einzigartigen Meisterwerken zu erheben und im Städtischen Museum seines Schülers Gerard David und seines Ahnherrn Jan van Eyck köstliche Schöpfungen zu bewundern. Die kluge Politik des deutschen Befehlshabers hat diese Zugeständnisse von der Stadt zu erringen gewußt, die ähnlich, wie es bei den großen Kirchenverwaltungen der Fall war, ihren wertvollsten Kunstbesitz zunächst vor den deutschen Eindringlingen verborgen gehalten hatte. So sucht man Michelangelos Madonna in der Liebfrauenkirche jezt noch vergebens an ihrem alten Platz, für den sie einst geschaffen war, und den sie vier Jahrhunderte inne hatte. Am Abend ein neuer ungewohnter Eindruck. Von der Spitze des hochgeschossenen Velfried blüht das Licht des Scheinwerfers über die Stadt, bald den Nachthimmel durchspärend, bald Minnewater und Beguinage gespenstisch erhellend. Sein strichhafter Schein mahnt auch des Nachts, wenn die Geschütze schweigen, an die Aufgaben der Gegenwart.

Dr. E. H.